

Robert Maxeiner¹

Identität und Verführung – Mein Weg in die Selbstständigkeit als Supervisor

Zusammenfassung: Der Autor reflektiert seinen Weg in die Selbstständigkeit auf dem Hintergrund biografischer und berufsbiografischer Erfahrungen und setzt sich mit seiner aktuellen Situation als freiberuflicher Supervisor auseinander. Dabei belegt er seine Überlegungen mit theoretischen Gedanken zur Identität und mit einigen Praxiszenen.

Beim Nachdenken über den Prozess des Sich-selbstständig-machens kamen mir zunächst unterschiedliche Bedeutungen des Wortes und daraus resultierende Assoziationszusammenhänge in den Sinn: Ich dachte beispielsweise an Kleinkinder, die lernen, selbstständig ihre Nahrung zu sich zu nehmen, an Schulkinder, die ihre Hausaufgaben ohne Hilfe von Erwachsenen erledigen, an Jugendliche, die sich mit den Eltern auseinander setzen, um sich aus der Abhängigkeit von ihnen lösen zu können, an Erwachsene, die versuchen, ein autonomes Leben zu führen, indem sie unbewusste Verstrickungen in Beziehungen zu reflektieren lernen, auch an Arbeitsfelder in einem Beruf, welche vom Rollenträger selbstständig zu bewältigen sind, schließlich an Menschen, die sich beruflich selbstständig machen. Auch meine persönlichen Motivationen zur freiberuflichen Tätigkeit berühren ganz unterschiedliche Ebenen. Manche waren mir sofort bewusst, andere erahnte ich nach kurzem Nachdenken, wieder andere blieben lange unbewusst und bedurften einer längeren Reflexionsphase. Auch gehe ich davon aus, dass es Motivationszusammenhänge geben kann, die mir bis heute unbewusst geblieben sind oder mir bestimmte kausale Zusammenhänge weiterhin verborgen bleiben. Ich versuche im Folgenden, beispielhaft Szenen auf meinem Weg zur Selbstständigkeit und aus der Arbeit als selbstständiger Supervisor zu beschreiben und dabei Motive aus Primär-, Sekundär- und Tertiärsozialisation einzubeziehen. Ich beginne mit der Beschreibung biografischer Zusammenhänge.

Eine familiäre Vorgeschichte

Mir fallen meine beiden Großväter ein. Der eine (mütterlicherseits) arbeitete zuerst als Bierkutscher, bis er sich genug Geld erspart hatte, um in seinem Heimatdorf im Westerwald einen alten Bauernhof zu kaufen. Nach dem Krieg übernahm mein Onkel den Hof. Obwohl er einer einträglicheren Arbeit hätte nachgehen können, wollte er den Bauernhof weiter betreiben und autonom bleiben, auch in Zeiten, als die Landwirtschaft wenig einbrachte. Den anderen Großvater sehe ich, wie er mit seinem Wagen mit Anhänger über die Hügel des Hunsrück kutschiert und Vieh handelt. Mein Vater erzählte mir vor kurzem ein Ereignis, welches er als Junge von vierzehn Jahren erlebt hatte: Seine Mutter war vor wenigen Monaten

¹ Zuerst erschienen in: Forum Supervision, Heft 20, Oktober 2002, S. 42-50.

gestorben. Er war an einem Samstagmorgen unterwegs, um in der Stadt Fleisch auszutragen. Als er zurückkam, musste er feststellen, dass der Geselle und die Verkäuferin mit der Kasse der Metzgerei durchgegangen waren. Als sein Vater schließlich nach Hause kam, beschloss er in seinem Ärger lapidar, das Geschäft aufzugeben. Von da ab arbeitete er bis ins hohe Alter als selbstständiger Viehhändler.

Mein Vater (Jahrgang 23) hatte nie die Chance, einen Beruf zu erlernen. Um meine Geschichte als Selbstständiger zu begreifen, muss ich mir seine als abhängiger Lohnarbeiter vergegenwärtigen. Als Jugendlicher vor dem Krieg arbeitete er auf einem Hofgut im Vogelsberg. Als Kinder fragten wir ihn einmal, warum er immer so schnell esse, und er erzählte uns, dass auf diesem Hofgut alle Landarbeiter mittags um einen großen Tisch saßen. Am Kopfende war der Platz des Vorarbeiters, und sobald dieser seine Mahlzeit beendet hatte, stand er auf, und die Mittagspause war zu Ende. Nach dem Krieg war mein Vater als Grenzpolizist, Sattelschlepperfahrer, später siebzehn Jahre als Bleigießer in einer Fabrik tätig, Früh-, Spät- und Nachtschicht. Mit über fünfzig Jahren nahm er an einem Lehrgang teil, der ihn zu einem Vollstreckungsangestellten ausbildete. Seine Tätigkeit bestand von nun an darin, für eine Verbandsgemeindeverwaltung Schulden einzutreiben. Dafür war er fast den ganzen Tag in einer Kleinstadt und den angrenzenden Dörfern unterwegs. Zum ersten Mal in seinem Leben brauchte er keinen Blauemann anzuziehen und konnte sich die Arbeit selbst einteilen. Im Umgang mit seinen Kunden, wie er sie nannte, brauchte er neben sicherem Auftreten auch Überredungskunst, Überzeugungs- und Einfühlungsvermögen. Am Anfang des Monats leistete er Überstunden, um die Schulden einzutreiben, denn die Leute waren noch „flüssig“.

Zwei Lehrsätze meines Vaters aus seiner Zeit als Fabrikarbeiter erinnere ich noch genau: Um die Familie zu ernähren, würde er jede Arbeit annehmen, – als Beispiel nannte er immer die Müllabfuhr - und: „Manchmal muss man die Faust in der Tasche machen.“

Diese beiden Botschaften lösten ambivalente Gefühle in mir aus. Die Faust in der Tasche zu machen, verspürte ich nicht die geringste Neigung. Diesen, zur Verinnerlichung angebotenen Satz zu verlernen, war natürlich kein leichtes Unterfangen. Dass Arbeit ausschließlich der Existenzsicherung dient, galt in den unteren Schichten als widerspruchslöse Erkenntnis. Die Lust auf einen ganz bestimmten Beruf konnte sich nur leisten, wer sich eine entsprechende Ausbildung leisten konnte.

Als Kind agierte ich diese ambivalenten Gefühle, indem ich mich weigerte, ein guter Schüler zu sein. Andererseits trug ich die angstbesetzte Fantasie mit mir herum, die Fabrikttore würden sich eines Tages hinter mir schließen wie die eines Gefängnisses.

Die Schwierigkeit mit der Berufsidentität

Die Ambivalenzgefühle in der Identifikation mit Vater und Großvätern nährten den Wunsch nach Unabhängigkeit und – ich wage es kaum auszusprechen – Freiheit. Natürlich wurde ich schnell eines Besseren belehrt, als ich mich als Supervisor in sog. Vorstellungsgesprächen wiederfand. Davon soll später noch die Rede sein und auch von „der Faust in der Tasche“. Andererseits lebte ich lange in der Angst vor Abhängigkeit, zum Beispiel als Angestellter in Institutionen.

Im Folgenden versuche ich an einigen theoretischen Überlegungen, den Konflikt zwischen Autonomie- und Anpassungsbestrebungen zu veranschaulichen.

Nach Erikson soll Freud gefragt worden sein, was seiner Meinung nach ein normaler Mensch gut können müsse, und Freud habe, statt einer komplexen und 'tiefen' Antwort, einfach gesagt: „Lieben und arbeiten“ (Erikson 1966, S.116) Die Voraussetzung, um eine Berufsidentität entwickeln zu können, ist eine stabile Ich-Identität, die Erikson so beschreibt: „es sollte ein spezifischer Zuwachs an Persönlichkeitsreife angedeutet werden, den das Individuum am Ende der Adoleszenz der Fülle seiner Kindheitserfahrungen entnommen haben muss, um für die Aufgaben des Erwachsenenlebens gerüstet zu sein“ (Erikson 1966, S. 123). Er folgert daraus die Frage: „Inwieweit ist der Begriff der Identität ein im Wesentlichen psychosozialer, und inwieweit darf er als ein legitimer Teil der psychoanalytischen Ich-Theorien betrachtet werden?“ (ebenda) Die Identität umfasst also sowohl ein dauerndes Sich-selbst-Gleichsein als auch ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen. Kräfte, Werte und Absichten dieser Gruppen, Kulturen und Gesellschaften verändern sich, können deshalb nicht als gegeben hingenommen werden und bedürfen der Deutung. Das narzisstische Gleichgewicht einer Person, welches selbstverständlich auch die Berufsidentität beeinflusst, ist sowohl abhängig von deren Charakter und Einstellung als auch den Anforderungen der Umwelt. Parin spricht in Analogie zu den Abwehrmechanismen, wie sie Anna Freud beschrieben hat, von Anpassungsmechanismen: „Man kann sich also vorstellen, dass die Anpassungsmechanismen das Ich in ähnlicher Weise von der ständigen Auseinandersetzung mit der Außenwelt entlasten, wie die Abwehrmechanismen das gegenüber den abgewiesenen Triebansprüchen leisten. Die andere Seite der Entlastung ist jedoch Erstarrung und Einschränkung: Was das Ich an Stärke gewonnen hat, büßt es an Flexibilität und Elastizität ein.“ (Parin 1978, S. 82) Mit Anpassung ist sowohl ein psychisches Phänomen als auch ein bestimmter Prozess und sein Ergebnis gemeint. Das Ich spielt dabei die Rolle des Vermittlers zwischen Innen- und Außenwelt.

Unter Identifikation mit der Rolle sind komplexe Anpassungsmechanismen zu verstehen, die sich vorübergehend oder dauerhaft im Ich etablieren, ihm damit eine größere Stabilität verleihen. Durch die Identifikation mit Rollenmustern und Rollenstereotypen in der Gesellschaft läuft das Ich hingegen Gefahr, sich zu korrumpieren, gar ein falsches Selbst anzunehmen.

Bezüglich der derzeitigen Supervisionsszene kommt Leuschner zu dem Resultat, dass durch die Entdifferenzierung sowohl des Vorgangs der Beratung als auch der Begrifflichkeiten sich angepasste Rollenstereotypen entwickeln. „Dagegen steht in meinem Denken die Annahme, dass es beim Menschen und damit auch in Organisationen Konfliktfreiheit nicht geben kann, weil es keine Bedürfnis- und keine Interessenseinheit geben kann und um der Individualität des Menschen willen nicht geben soll. Und wenn es diese Konfliktfreiheit in Organisationen gibt, dann ist genau das gleichzeitig Individuum entfremdend.“ (Leuschner 1999, S. 12) Da das Ich im Stande ist, die Rolle zu reflektieren, Vor- und Nachteile abzuwägen, kann auf diese Weise neue Autonomie erlangt werden. In einer derart komplexen Gesellschaft wie der unseren ist der Übergang von Rollen zu Rollenstereotypen ständig in den Blick zu nehmen, um sich einen differenzierten Standpunkt zu bilden oder ihn zu behalten.

Ich war also mit meinem o.g. Bedürfnis nach Freiheit einer Illusion erlegen. „Illusionen empfehlen sich dadurch, dass sie Unlustgefühle ersparen und uns an ihrer Statt Befriedigungen genießen lassen.“ (Freud 1915, zit. in: Parin 1987, S. 19.) Indem mir die

Unfreiheit gegenwärtig ist, habe ich, ohne resignieren zu müssen, den ersten Schritt zu ihrer Überwindung getan. Camus beschreibt Sisyphos als einen glücklichen Menschen, weil er sich nicht anpasst, sondern sein Schicksal anerkennt, auch wenn er den Stein immer wieder den Berg hinauf rollen muss. (Camus 1956, S. 101)

Der Anfang

Dieser Widerspruch im Subjekt hat mich auf meinem Weg in die berufliche Selbstständigkeit und auch danach, mehr oder weniger bewusst, ständig begleitet. Er begann damit, dass ich eine 50%-Stelle annahm und die anderen 50% freiberuflich als Fortbildner meine professionelle Existenz sicherte. Nach Beendigung meiner Supervisionsausbildung bemühte ich mich zunehmend um Aufträge und gab die Angestelltentätigkeit auf. Bestärkt fühlte ich mich in diesem Entschluss auch, weil einige befreundete KollegInnen vor mir den Schritt in die Selbstständigkeit gewagt hatten. Als einen weiteren, nicht unbedeutenden Grund, werte ich die Tatsache, dass Selbstständigkeit im Sinne von Unternehmertum in unserer Gesellschaft ein hohes Ansehen genießt.

Meine Arbeit als Fortbildner und Supervisor auf selbstständiger Basis konnte ich gut koordinieren. Als Fortbildner hatte ich genug Aufträge, weil ich für eine Institution ein bestimmtes Kontingent an Seminaren durchführte. Als Supervisor war ich kaum bekannt. Deshalb betrachte ich diese Phase aus heutiger Sicht als die schwierigste und riskanteste. In dieser Zeit begann auch die DGSv, zu deren Gründungsmitgliedern ich gehöre, ihre Arbeit. Nach einigen Jahren stellte ich auch die Tätigkeit als Fortbildner ein, so dass die Supervision meine einzige Profession geblieben ist. Die Anfangsjahre auf dem Markt waren natürlich mit Unsicherheiten verbunden, nicht nur das Know-how der neuen Berufsrolle betreffend. Vielmehr wurde ich bei Informations- und Kontraktgesprächen oft weniger nach meinem Konzept gefragt, was mich verwunderte, sondern nach sog. Verfahren. Das Vorzeigen eines Etiketts, das, wie in der Werbung, etwas versprach, möglicherweise noch kombiniert mit dem „Stallgeruch“ (z.B. Katholik unter Katholiken), bestimmte untergründig die Szene. Ich musste mir immer wieder klar machen, dass ich mich eben nicht in einem Bewerbungsgespräch befand, sondern dass es um das Aushandeln eines Supervisionskontrakts ging. Die Verführung durch den „Stallgeruch“ bedeutet auch nicht nur: 'Wir sind vom gleichen Verein', sondern auch, meist unbewusst: 'Wir leiden unter denselben Abhängigkeiten'. Oft war es mir nur mit Hilfe der Balintgruppe möglich, eigene Anpassungswünsche, Kränkungen oder falschen Stolz zu verstehen und zu verarbeiten. In dieser Zeit suchte ich natürlich auch den Anschluss an Berufsgruppen, denn fast jede größere Institution im Dienstleistungssektor, z.B. Kommunen, Kirchen, Verbände verfügen über eigene 'SupervisorInnenlisten'. Auch hier waren bisweilen weniger Konzepte und Haltungen von Interesse, eher wurde die Loyalität gegenüber der Institution geprüft.

Bin ich ein Unternehmer?

Nun war und bin ich von Beruf Supervisor. Bin ich als selbstständiger Supervisor auch ein Unternehmer? Formal gesehen lässt sich die Frage leicht beantworten, denn ich erwirtschaftete mit meiner Arbeit Gewinne; also bin ich unternehmerisch tätig. Aber habe ich deshalb die Berufsidentität eines Unternehmers? Auch ein Bäcker, ein Steuerberater oder ein Versicherungsagent sind unternehmerisch tätig, aber solange sie in ihrem Herkunftsberuf arbeiten, werden sie sich auch mit diesem bezeichnen. Erst wenn der Bäcker nicht mehr in seinem Beruf arbeitet, sondern z.B. eine Kette von Bäckereien besitzt, ändert er seine Berufsrolle. Er ist jetzt Unternehmer und achtet in erster Linie darauf, möglichst hohe Gewinne zu erzielen. „Primärziel einer öffentlichen Organisation ist immer eine öffentliche Aufgabe für die Bevölkerung (Beispiele: Polizei, Kommunalverwaltung, Schule). Primärziel einer privatwirtschaftlichen Organisation ist Gewinnmaximierung.“ (Leuschner 1999, S. 13) Nach wie vor ist der Unternehmer mit der Bäckereikette daran interessiert, dass in seinem Unternehmen gute Brötchen gebacken werden, aber für die Einhaltung dieses Ziels sind die Bäckermeister in seinem Betrieb zuständig. Die Berufsrollen sind so differenziert, dass die Prioritäten möglichst eindeutig definiert sind. Wenn sich die Prioritäten auf Grund äußerer Zwänge verschieben, führt dies zu Zielkonflikten, Verunsicherungen und Diffusionen in der Rolle. Dies gilt nicht nur für mich als selbstständigen Supervisor, sondern auch für meine Klientel.

Ein aktuelles Beispiel dafür findet sich in der Situation mancher Altenpflegeheime: Häufig leiden große Teile des Personals unter Frustrationen und Ambivalenzgefühlen in der Rolle, weil das eigentliche Ziel der Arbeit, die Pflege, Versorgung und Betreuung der Heimbewohner, in Frage gestellt ist. Die Wirtschaftlichkeit nimmt eine derart dominierende Stellung ein, dass alle anderen Ziele dahinter verschwinden. Solange es darum ging, wirtschaftliches Denken und sparsames Handeln in die bestehende Rolle zu integrieren, war die Berufs(rollen)identität nicht gefährdet. Erst als der Anpassungsdruck zu groß wurde, Wirtschaftlichkeit sich als das einzige Hauptziel der Arbeit entlarvte, waren die Anpassungsmechanismen der MitarbeiterInnen überfordert. In manchen Einrichtungen beobachte ich diesbezüglich einen Bruch zwischen Leitung und Pflegepersonal. Die Erstgenannten identifizieren sich mit dem Vokabular der modernen Geschäftssprache, während die Fluktuation unter dem Pflegepersonal ständig zunimmt. Hauptsächlich den Hilfskräften, meistens Ausländerinnen ohne Ausbildung, bleibt nur die Anpassung an bestehende Arbeitsbedingungen oder Kündigung. Sie fühlen sich wie die Rädchen im Getriebe der 'modernen Zeiten', welche ausgetauscht werden, wenn sie nicht mehr funktionieren. Die alten Menschen sind in Gefahr, wie eine Ware behandelt zu werden, und für jede Tätigkeit, die an ihnen ausgeübt wird, erfolgt die Eintragung in einer Checkliste für die Abrechnung. Ein Gespräch zu führen gehört dabei nicht zu den Tätigkeiten, welche honoriert werden.

Natürlich spiegeln sich solche Zustände der Institutionen auch in der Supervisionszene wider. Supervision wird gewünscht, damit sich die MitarbeiterInnen einmal aussprechen können. 'Fallsupervisionen' stehen hoch im Kurs, damit sie lernen, wie sie dem Klientel durch gezielte Interventionen beibringen, sich so zu verhalten, wie es erwartet wird, mit anderen Worten, es geht nicht mehr um das Sich-selbst-Gleichsein, sondern nur noch um Anpassung an die Gegebenheiten. Wenn ich als Supervisor in dieser Szene keine Position zur Sache

beziehe, wird meine Rolle reduziert auf die eines teilnahmevollen Zuhörers, auf ein weiteres Rädchen im Getriebe.

Wie verhält sich ein Supervisor in einer solchen Szene, wenn er sich vornehmlich als Unternehmer definiert? Eine Möglichkeit besteht darin, sich ausschließlich als Dienstleister in der Rolle eines Moderators zu sehen. Er bietet das Produkt an, was gewünscht wird. Dies würde in der Konsequenz nicht nur ein hohes Maß an Selbstentfremdung bedeuten, als Grundhaltung drückt es auch Parteilichkeit gegen den Menschen und für die Organisation aus. In der sozialen Arbeit mit einem Klientel, das oft keine große Lobby hinter sich hat, bedeutet dies ein weiteres Sinken der Professionalität. Zum Beispiel werden Therapiezeiten für Drogenabhängige häufig gekürzt. Das Ziel der Bearbeitung von Drogenabhängigkeit rückt in weite Ferne zugunsten des Ziels, die Klientel möge sich aus der provozierenden Szene in den Innenstädten verabschieden oder einfach nicht mehr auffallen. Kinderheime müssen schließen, weil sie zu teuer sind. Leichtfertig wird argumentiert, eine Familie (in diesem Fall eine Pflegefamilie) sei immer besser als ein Heim. Professionalität umdefiniert in: „Unter immer schwierigeren Bedingungen weiterhin gute Arbeit wie bisher leisten!“ In der Auseinandersetzung mit solchen Problemsituationen kann und will ich meine Berufssozialisation als Erzieher und Sozialpädagoge nicht leugnen.

Als weitere Möglichkeit für den Supervisor als Unternehmer kommt natürlich in Frage, sich grundsätzlich anderen Institutionen zuzuwenden, in welchen ich mit derartigen Konflikten nicht konfrontiert bin, oder das Geld ausschließlich dort zu verdienen, wo die Honorare hoch genug sind und der Kontrakt meinen Vorstellungen entspricht.

Noch einmal zurück zur Ausgangsfrage: Natürlich muss ich als selbstständiger Supervisor in meine Honorarvorstellungen einbeziehen, dass mein Verdienst versteuert wird, dass ich ausreichend versichert bin, dass der Honorarausfall bei Urlaub, an Feiertagen, bei Krankheit usw. einberechnet ist, und dass ich mein Altersruhegeld selbst ersparen muss. Trotzdem kann ich nicht Supervisor und Unternehmer zu gleichen Teilen sein. Auch bei genauester Differenzierung der Sachlage komme ich nicht an der Entscheidung vorbei, welchem Berufsziel ich mich a priori verpflichte.

Die Praxis

Vor einiger Zeit begegnete ich zufällig in einem Hotel einem ehemaligen Kollegen, der sich einen langjährigen Berufstraum erfüllt hat und jetzt als Musiker arbeitet. Obwohl er nicht zu der Elite gehört, die einen Plattenvertrag ergattern konnte, hat er doch seinen Platz in der Szene und sein Auskommen gefunden. Sein Instrument ist nicht mehr die E-Gitarre, sondern der Synthesizer. Der ehemalige Rocker (Amateur) ist jetzt Alleinunterhalter (Profi) und geht flexibel auf die Wünsche seiner Kunden, unterschiedliche Gruppen und Gesellschaften, ein, die auch in der Regel seine Auftraggeber sind. Je nach Gesellschaft, die ihn engagiert, spielt er Stücke von den Wildecker Herzbuben bis zu Frank Zappa. Meine etwas skeptischen Fragen nach seinem Image als Musiker kommentierte er: „Ich muss es ja nicht machen.“

Diese Begegnung beschäftigte mich nachdrücklich, und ich stellte Vergleiche mit meiner supervisorischen Praxis an. Einerseits wollte ich nicht auf der Welle des 'Psychobooms' und 'Mainstreams' der Supervision schwimmen oder den 'großen Zampano' (vgl. Gärtner 1998,

S.90 u. 97) markieren, der die Berufsidentität und -rolle wechselt wie die Hemden, andererseits befriedigte mich auch nicht die Vorstellung eines bescheidenen Schusters, der bei seinen Leisten bleibt und niemals auf einen grünen Zweig kommt. Daraufhin fielen mir Szenen aus Supervisionen ein, in denen SupervisandInnen den gleichen Ausdruck verwendeten, berichteten, sie kämen in ihrem Team oder in der Arbeit mit ihren Klienten auf keinen 'grünen Zweig'. Diese Aussagen waren nicht ausschließlich als Ausdruck von Resignation zu deuten, sie sollten auch mein Verständnis ihrer beruflichen Situation anregen. Die Problemlagen professionellen Handelns reichen von „Interessendifferenzen zwischen den Mitarbeitern, die direkt in die Arbeit mit dem Klientel bzw. Patienten involviert sind und der Administration, die nach mehr oder weniger verwaltungsförmigen Kriterien den Rahmen der Arbeit vorgibt und sogar in diese eingreifen kann. Die Paradoxien setzen sich fort in den Konflikten, die mit Kommunikationsproblemen in Teams verbunden sind, welche im Extremfall bis zur weitgehenden Vernachlässigung der Arbeitsaufgaben führen können, schließlich betreffen sie aber auch die unbewussten Beziehungskonfigurationen zwischen Professionellen und Klienten bzw., Patienten. Dieser letzte, für die Supervision wahrscheinlich bedeutsamste und schwierigste Aspekt besteht darin, dass in der beruflichen Arbeit mit Menschen Persönlichkeitsaspekte und Konfliktpotentiale der Professionellen notwendig mit den psychosozialen Problemlagen der Klienten in Berührung kommen.“ (Gaertner, S. 88)

Ich schildere ein Beispiel zu dieser Problematik, eine Supervisionsszene aus einer Einrichtung für Drogenabhängige: Einer der Therapeuten im Team berichtet von einem etwa 45-jährigen russlanddeutschen Klienten, dem es an Motivation fehle, sein Drogenproblem zu bearbeiten. Er wolle nur nicht seine Gefängnisstrafe absitzen und habe sich deshalb zu 'Therapie statt Strafe' entschlossen. Er erzähle kaum etwas von sich. In seiner Freizeit sei er mit anderen Klienten zusammen, die auch aus Russland kommen. Sie hörten dann zusammen Musik aus der ehemaligen Heimat und sprächen untereinander nur russisch. Darüber würde der Kontakt zu den anderen Klienten des Hauses vernachlässigt. Es seien bereits mehrmals Flaschen auf dem Gelände der Einrichtung gefunden worden, die alkoholische Getränke enthalten hatten. (Der Konsum von Alkohol und anderen Drogen gilt als Entlassungsgrund.) Es kursiere unter den MitarbeiterInnen der Verdacht, die 'Russenmafia' habe die Getränke ins Haus geschmuggelt. Nur einmal habe der Klient in einem Einzelgespräch mit dem Therapeuten etwas Bewegendes von sich erzählt: Er sei als junger Mann Soldat der russischen Armee gewesen und habe in Afghanistan gekämpft. Dabei habe er oft auf Menschen geschossen.

Mit Hilfe von Identifikationsfeedbacks zu den beteiligten Personen versuchte ich, die Situation aufzuklären. Zuerst galt es, den Therapeuten und andere KollegInnen, die mit diesem Klienten zu tun hatten, mit ihren Affekten und Ohnmachts-, resp. Allmachtsgefühlen zu verstehen, dann auch den Klienten, soweit dies möglich war, denn auf Grund der spärlichen Informationslage musste es sich als schwierig erweisen, zwischen Trauma und Trieb zu unterscheiden. Auch verlangt die Szene in diesem Fall nach einer politischen Deutung und schließlich nach einer institutionellen. (Wer entscheidet über die Aufnahme des Klienten? Warum wurde er mit dieser Motivation aufgenommen? Wie gestaltet sich die Kontraktentwicklung zwischen Klient und Therapeuten?) Erst nach Klärung dieser Fragen konnten wir uns möglichen Interventionen zuwenden. Als Supervisor bleibe ich in einer solchen Szene nicht neutral, was die Sache angeht. Ich muss Stellung beziehen, die Situation deuten, Aufklärungsmöglichkeiten anbieten, die sowohl individuelle, gruppenspezifische als auch institutionelle, je nach Sachlage auch politische Zusammenhänge betreffen.

Ich fragte mich erneut, welcher Zusammenhang zwischen der Begegnung mit dem ehemaligen Kollegen und jetzigen Musiker und dieser Supervisionszene besteht? Um als selbstständiger Musiker arbeiten zu können, muss er sich den Musikwünschen seiner Kunden anpassen. Die Einrichtungsleitung glaubt, sich den Bedingungen der die Therapie finanzierenden Institutionen anpassen zu müssen, die Therapeuten den Folgen für die Therapie, der Klient sieht sich genötigt, die Ursachen seiner Drogenabhängigkeit zu verdrängen und sich als Deutscher in diese Gesellschaft einzufügen. Als Supervisor laufe ich Gefahr, mich nur den vordergründigen Beratungswünschen des Teams anzupassen und meine Berufsidentität als Aufklärer unbewusster Prozesse zu leugnen, vielleicht noch still 'die Faust in der Tasche zu machen'.

Von den Monaten Oktober bis Dezember erlebe ich jährlich eine von Ungewissheiten bestimmte Zeit, denn ich verhandle, welche Kontrakte ich annehmen, verlängern, meistens um ein weiteres Jahr, und welche ich beenden möchte. Manchen Auftrag, besonders, wenn er auch noch gut dotiert ist, möchte ich natürlich gerne bekommen oder behalten. Deshalb bedarf es einer kritischen Überprüfung, welche Gründe dafür sprechen, den Supervisionskontrakt einzugehen, fortzusetzen oder eben dafür, ihn zum Jahreschluss zu beenden. Einige Institutionen haben eine Regel, Kontrakte nach zwei oder drei Jahren zu beenden. Dies kann natürlich auch bedeuten, dass eine 'gut eingespielte' Zusammenarbeit vorzeitig ein Ende findet. Auf die Gefahren von Endlossupervision wurde an anderer Stelle bereits hingewiesen. Manchmal stellt sich mir gelegentlich die (bange) Frage, ob ich genauso viele Aufträge wieder bekomme, wie ich beenden werde. (Es ergibt sich auch die Situation, dass ich mehr Aufträge angeboten bekomme, als ich annehmen kann). Dass ich nicht besonders flexibel auf den Markt reagiere, indem ich ausschließlich als Supervisor arbeite, ist nicht nur ein Risiko, m.E. ist es eine Möglichkeit, fachlich einen Qualitätsstandard zu halten und mich nicht durch unterschiedliche Fachrichtungen zu verzetteln. Außerdem stärkt es das Identitätsbewusstsein. Ich versuche auch, möglichst knappe Planungen zu vermeiden, indem ich bereits nach den Sommerferien mit der Akquisition für das folgende Jahr beginne. Ein gewisses Risiko bleibt dennoch. Zu Anfang meiner Selbstständigkeit hoffte ich, die o.g. Existenzsorgen hätten irgendwann ein Ende, aber in dieser Annahme täuschte ich mich. Natürlich ist diese Befürchtung persönlich eingefärbt, das habe ich in meinen vorherigen Ausführungen zu belegen versucht, man könnte mir auch entgegen halten, ich mache es mir selbst eng, oder der Markt lasse die Berufsrolle 'selbstständiger Supervisor' nicht zu. Die Leserin/der Leser könnte zu dem Schluss kommen, nebenberufliche SupervisorInnen oder solche mit einer größeren Rollenvielfalt als Selbstständige seien flexibler und damit weniger korrumpierbar, weil weniger abhängig von Aufträgen. Zudem, bemerkt Leuschner, fehle es den SupervisorInnen an Statussymbolen, die ihre Besonderheit, ihre Unterscheidung, ihre Bedeutung auszeichnen, z.B. in Setting, Akquisition und Kontrakt (vgl. Leuschner 2001, S.118). Als Ausweg bietet er die Möglichkeit der Selbstreflexion (auch mit Hilfe von Kontrollsupervision), die Erkundung von Bedingungen einer auftraggebenden Institution im „Vorfeld“ und die Überprüfung der eigenen Kontraktvorstellungen, um dann ggf. eigene Formen der Kontaktaufnahme und der Kontraktverhandlungen („in Augenhöhe“) anzustreben (Leuschner 2001, S.115). Des Weiteren erachte ich es als immer wieder notwendig, neue Organisationen und Arbeitsfelder für die Supervision zu akquirieren, statt den Vorgaben an immer wieder neuen Rollenstereotypen und Techniken hinterher zu laufen. Abhängigkeiten kann ich nur anerkennen oder vermeiden, indem ich sie mir zuerst bewusst mache und dann entscheide. Deshalb wagte ich den Wunsch nach Freiheit als Motivation für Selbstständigkeit

kaum auszusprechen, denn die Freiheit verkehrt sich durch unreflektierte Anpassung in ihr Gegenteil.

Der Weg in die Selbstständigkeit geht also weiter wie bisher. Manchmal bin ich es leid, die Verführung zu oder durch Anpassung immer wieder situationsbezogen zu überdenken, meine Haltung immer wieder zu überprüfen. Aber der Erfolg besteht in einer Autonomie, die weder reale Abhängigkeiten noch Kontraktmöglichkeiten leugnet. Zum Unternehmer werde ich nicht, die eine oder andere finanzielle Sorge bleibt mir nicht erspart. Dass die Höhe des Honorars, soziologisch betrachtet, den Status steigert, möchte ich nicht verwechseln mit dem Selbstbewusstsein, eine reflektierte Entscheidung zu treffen.

Bei einem Besuch am Sonntag fragte mich mein Vater, ob ich die Frontseite des Hauses mit ihm anstreichen wolle. In seinem Alter kann er nicht mehr auf die Leiter steigen. Ich bin zuversichtlich, dass wir eine passende Rolleneinteilung finden werden.

Literatur

Camus, A. (1956): Der Mythos von Sisyphos. Düsseldorf.

Erikson, E.H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a. M.

Gaertner, Adrian (1998): Professionalismus und Dequalifizierung der Supervision. In: Forum Supervision, Heft 12, S.86-114.

Leuschner, G. (1999): Akquisition und Kontrakt im Gegenwind des Zeitgeistes. In: Forum Supervision, Heft 14, S.5–23.

Leuschner, G. (2001): Constanzes Traum(a) oder die Bewerbungsfalle. In: Forum Supervision, Heft 18, S.109–117.

Parin, P. (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Frankfurt a. M.